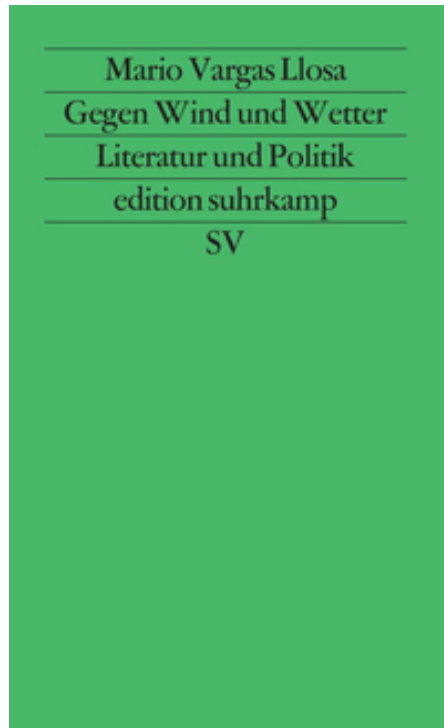


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Vargas Llosa, Mario
Gegen Wind und Wetter

Aus dem Spanischen von Elke Wehr

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 1513
978-3-518-11513-8

es 1513
edition suhrkamp
Neue Folge Band 513

Seit mehr als 25 Jahren nimmt Mario Vargas Llosa zu literarischen und politischen Themen Stellung. Die Lektüre des vorliegenden Bandes macht deutlich, mit welchem Ernst und mit welcher Leidenschaft sich der Autor mit den unterschiedlichsten Gebieten beschäftigt, von denen viele quasi leitmotivisch wiederkehren: seine literarischen Vorbilder, seine Rebellion gegen jede Art von Unterdrückung persönlicher Freiheiten, die Entwicklung Lateinamerikas, die Pflichten des Intellektuellen. Vargas Llosa hat die Zusammenstellung seiner journalistischen Arbeiten folgendermaßen kommentiert: »Der Leser wird mit der gleichen Perplexität wie ich feststellen, daß es mehr Zweifel als Gewißheiten gibt und daß diese so simpel und kurz sind, daß sie in wenigen Worten zusammengefaßt werden können: die Literatur ist letztlich wichtiger als die Politik; Freiheit ist nicht trennbar von sozialer Gerechtigkeit; der zeitgenössische Intellektuelle wird aus Opportunismus, Feigheit oder Blindheit häufig zum Verbündeten der Barbarei; der Pessimismus scheint eine realistischere Haltung als der Optimismus zu sein, was die unmittelbare Zukunft Lateinamerikas betrifft, aber das heißt keineswegs, zu resignieren.«

Mario Vargas Llosa
Gegen Wind und Wetter

*Aus dem peruanischen Spanisch
von Elke Wehr*

Suhrkamp

Der vorliegende Band ist eine Auswahl aus *Contra viento y marea*,
I (1962 -1972) und Contra viento y marea, II (1972 -1983).

4. Auflage 2015

Erste Auflage 1988

edition suhrkamp 1513

Neue Folge Band 513

© Mario Vargas Llosa 1983,1986

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1988

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-11513-8

Inhalt

Das Land mit den tausend Gesichtern	7
Die Geburt Perus	27

I

Albert Camus in neuer Sicht	41
Flaubert, Sartre und der Nouveau Roman	48
Albert Camus und die Moral der Grenzen	58
Der Mandarin	82

II

Sebastián Salazar Bondy und die Situation des Schriftstellers in Peru	101
<i>Paradiso</i> von José Lezama Lima	130
Antonio Consejero	141
Die Kilobrecher	146
Euclides da Cunha	151
Das Tagebuch des Ché	155

III

Literatur ist Feuer	163
Literatur und Exil	169
Der billige Intellektuelle	174
Der Elefant und die Kultur	188
Der Trug der Dritte-Welt-Ideologie	199
Die Kultur der Freiheit	205
Die Kunst der Lüge	225

IV

Freiheit für die Freien?	235
Brief an Günter Grass	242
Antwort an Günter Grass	248

V

Die Logik des Terrors	257
Die Apra und Peru	261
Ein Besuch in Lurigancho	266
Ein Gläschen Champagner, Freundchen?	272
Die Ziele und die Mittel	277

Das Land mit den tausend Gesichtern

Arequipa, die Andenstadt im Süden Perus, in der ich geboren wurde, ist berühmt geworden durch ihren klerikalen und aufrehrerischen Geist, durch ihre Juristen und ihre Vulkane, durch die Reinheit ihres Himmels, die Schmachhaftigkeit ihrer Garnelen und ihren Regionalismus. Und nicht zuletzt durch die *nevada*, eine Art vorübergehender Neurose, die ihre Bewohner befällt. Eines schönen Tages hört der sanfteste Bewohner von Arequipa auf, den Gruß zu erwidern, geht mit düsterer Miene einher, tut und sagt die absonderlichsten Dinge und fährt seinem besten Freund wegen einer simplen Meinungsverschiedenheit an die Gurgel. Niemand wundert oder ärgert sich, weil alle verstehen, daß dieser Mann die *nevada* hat und morgen wieder die alte gute Seele sein wird. Obwohl meine Familie Arequipa ein Jahr nach meiner Geburt verließ und ich in diese Stadt niemals für längere Zeit zurückgekehrt bin, habe ich mich immer sehr stark als *Arequipeño* gefühlt und glaube wie alle anderen auch, daß die spöttischen Witze, die in Peru über uns kursieren – es heißt, wir seien arrogant, unsympathisch und sogar verrückt –, darauf beruhen, daß man uns beneidet. Sprechen wir nicht das reinste Spanisch? Besitzen wir nicht Santa Catalina, jenes architektonische Wunder, ein geschlossenes Kloster, in dem bis zu 500 Frauen lebten? Waren wir nicht Schauplatz der gewaltigsten Erdbeben und der meisten Revolutionen in der peruanischen Geschichte?

Bis zum Alter von zehn Jahren lebte ich in Cochabamba, in Bolivien, und wenn ich an diese Stadt zurückdenke, in der ich unschuldig und glücklich war, erinnere ich mich nicht so sehr an Dinge, die ich getan, und Menschen, die ich gekannt habe, als an die Bücher, die ich damals las: *Sandokan*, *Nostradamus*, *Die drei Musketiere*, *Cagliostro*, *Tom Sawyer*, *Sindbad der Seefahrer*. Mit den Geschichten von Piraten, Forschern und Banditen, mit romantischen Liebesabenteuern und auch mit den Versen, die meine Mutter in ihrem Nachttisch versteckte (und die ich las, ohne zu begreifen, nur weil sie den Zauber des Verbotenen besaßen), verbrachte ich meine schönsten Augen-

blicke. Da es mir unerträglich war, daß die Bücher, die mir gefielen, ein Ende besaßen, erfand ich bisweilen neue Kapitel hinzu, oder ich änderte ihren Schluß. Diese Fortsetzungen und Veränderungen fremder Geschichten waren das erste, was ich geschrieben habe, die ersten Anzeichen meiner Neigung zum Geschichtenerzählen.

Wie stets bei nicht-einheimischen Familien, verstärkte die Tatsache, daß wir im Ausland lebten, unseren Patriotismus. Bis zum Alter von zehn Jahren war ich felsenfest davon überzeugt, daß Peruaner zu sein das größte Glück auf Erden sei. Meine damalige Vorstellung von Peru hatte mehr mit dem Land der Inkas und der Konquistadoren zu tun als mit dem wirklichen Peru. Dieses lernte ich erst 1946 kennen. Meine Familie zog von Cochabamba nach Piura, wo mein Großvater zum Präfekten ernannt worden war. Wir reisten auf dem Landweg und machten einen Zwischenhalt in Arequipa. Ich erinnere mich noch an meine Aufregung, als ich in meiner Geburtsstadt eintraf, an die liebevolle Fürsorge von Onkel Eduardo, eines Junggesellen, der Richter war und sehr fromm. Er lebte, umsorgt von seinem Dienstmädchen Inocencia, wie ein spanischer Provinzadeliger: tadellos gekleidet, methodisch, alterte er inmitten uralter Möbel, uralter Porträts und uralter Gegenstände. Ich erinnere mich noch, wie aufgeregt ich war, als ich zum ersten Mal, bei Camaná, das Meer sah. Ich brüllte und ging allen auf die Nerven, bis meine Großeltern sich bereit fanden, das Auto anhalten zu lassen, damit ich mich an diesem stürmischen, unwirtlichen Strand ins Wasser stürzen konnte. Meine Meerestaufe war nicht sonderlich erfolgreich, denn ein Krebs biß mich in den Fuß. Dennoch hat diese Liebe auf den ersten Blick, die die peruianische Küste mir eingeflößt hatte, fortgedauert. Diese dreitausend Kilometer Wüste, gegen die die Wasser des Pazifik branden und die nur hier und da unterbrochen werden von kurzen Tälern beiderseits der von den Anden kommenden Flüsse, werden gern verleumdet. Die fanatischen Verteidiger unserer indianischen Tradition und Schmähler alles Hispanischen werfen der Küste vor, sie sei dem Ausland zugewandt und leichtfertig; sie behaupten, es sei ein großes Unglück gewesen, daß sich die Achse des politischen und sozialen Lebens in Peru von der

Sierra an die Küste – von Cuzco nach Lima – verlagert habe, da dies der Ursprung des erstickenden Zentralismus gewesen sei, der aus Peru eine Art Spinne gemacht habe: ein Land mit einem gewaltigen Kopf – die Hauptstadt – und ein paar spillerigen Extremitäten. Ein Historiker hat Lima und die Küste einmal das *Anti-Peru* genannt. Ich, der ich aus Arequipa, das heißt aus dem Hochland, stamme, müßte bei dieser Polemik eigentlich gegen den Wüstenstreifen der Küste und für die Anden Partei ergreifen. Und doch, würde man mich vor die Alternative stellen, zwischen der Küstenlandschaft, den Anden und dem Amazonasurwald – den drei Regionen, in die Peru der Länge nach zerfällt – zu wählen, würde ich mich wahrscheinlich für diesen Sand und diese Wellen entscheiden.

Die Küste war die Peripherie des Inkareichs, einer Zivilisation, deren Brennpunkt Cuzco bildete. Sie war nicht die einzige prähispanische Kultur Perus, wohl aber die mächtigste. Ihr Herrschaftsbereich umfaßte Peru, Bolivien, Ecuador und einen Teil Chiles, Kolumbiens und Argentinien. In ihrer kurzen, anderthalb Jahrhunderte währenden Existenz unterwarfen die Inkas Dutzende von Völkern, bauten Wege, Bewässerungsanlagen, Festungen und Zitadellen und errichteten ein Verwaltungssystem, das sie in die Lage versetzte, so viel zu produzieren, daß jeder Peruaner essen konnte, etwas, das kein anderes System seither erreicht hat. Dennoch habe ich nie Sympathie für die Inkas verspürt. Obwohl die Monumente, die sie uns hinterlassen haben – Werke wie Machu Picchu oder Sacsahuamán –, mich mit sprachloser Bewunderung erfüllen, habe ich immer gedacht, daß die peruanische Traurigkeit – einer unserer auffälligen Charakterzüge – womöglich mit der Inkaherrschaft entstanden ist, jener reglementierten, bürokratisierten Gesellschaft von Ameisen-Menschen, deren Persönlichkeit eine allmächtige Dampfwalze vollständig ausgelöscht hatte.

Die Inkas bedienten sich der raffiniertesten Listen, um ihre Herrschaft über die Völker, die sie unterjocht hatten, aufrechtzuhalten. So assimilierten sie beispielsweise deren Gottheiten und ließen die Kaziken der Vasallen in ihre eigene Aristokratie aufsteigen. Ein weiteres Mittel waren die *mitimaes* oder Umsiedlungen ganzer Bevölkerungen, die aus ihrem Lebensraum

herausgerissen und in einen anderen, weit entlegenen verpflanzt wurden. Die ältesten überlieferten Quechua-Gedichte sind Elegien dieser unter dem Joch der Fremde lebenden Menschen, die ihr verlorenes Heimatland besingen. Fünf Jahrhunderte vor der *Großen Enzyklopädie* der Sowjetunion und George Orwells Roman *1984* praktizierten die Inkas bereits die Manipulation der Vergangenheit zugunsten der politischen Notwendigkeiten der Gegenwart. Jeder Herrscher in Cuzco bestieg den Thron mit einem Hofstaat von *amautas* oder Weisen, deren Aufgabe es war, die Geschichte zu berichtigen, um zu beweisen, daß sie mit dem herrschenden Inka, dem fortan sämtliche Eroberungen und Heldentaten seiner Vorgänger zugeschrieben wurden, ihren Höhepunkt erreichte. Die Folge davon ist, daß diese gleichsam borgesianisch verdrehte Geschichte unmöglich rekonstruiert werden kann. Die Inkas verfügten über ein ausgeklügeltes mnemotechnisches System, um Mengen zu registrieren – die *quipus* –, aber die Schrift war ihnen unbekannt, und ich habe immer die These überzeugend gefunden, daß sie sie nicht kennen wollten, da sie eine Gefahr für ihre Gesellschaftsform darstellte. Die Kunst der Inkas ist streng und kalt, ihr fehlen die Phantasie und die Fertigkeit, die man bei anderen präinkaischen Kulturen wie den Nazca und den Paracas finden kann, von denen die unglaublich zarten Federumhänge oder jene Stoffe mit rätselhaften Figuren stammen, die ihre Farben und ihren Zauber bis heute bewahrt haben.

Nach der Inkaherrschaft mußte der peruanische Mensch eine weitere Dampfwalze über sich ergehen lassen: die spanische Herrschaft. Die Konquistadoren brachten Peru die Sprache und die Religion, welche die meisten von uns heute sprechen beziehungsweise zu der sie sich bekennen. Die undifferenzierte Glorifizierung der Kolonialzeit ist jedoch ebenso falsch wie die Idealisierung der Inkas. Zwar wurde Peru in der Kolonialzeit zum Haupt eines Vizekönigreichs, das außerdem Territorien umfaßte, die heute zu verschiedenen Republiken gehören, und Lima zu einer Hauptstadt, die mit einem prachtvollen Hof und einem bedeutenden akademischen und höfischen Leben glänzte. Aber mit der Kolonisierung kamen auch der religiöse

Obskurantismus, die Inquisition, eine Zensur, die sogar eine ganze literarische Gattung – den Roman – verbot, und die Verfolgung des Gottlosen und Ketzers, der in vielen Fällen einfach nur ein Mensch war, der zu denken wagte. Die Kolonialzeit bedeutete die Ausbeutung des Indio und des Negers und die Entstehung von ökonomischen Kasten, die noch immer anzutreffen sind und aus Peru ein Land gewaltiger Ungleichheiten gemacht haben. Die Unabhängigkeit war ein politisches Phänomen; sie hat diese Gesellschaft, in der eine Minderheit die Privilegien des modernen Lebens genießt, während die Masse in Unwissenheit und Armut lebt, kaum verändert. Die Errungenschaften der Inkaherrschaft, der Kolonialzeit und der Republik haben mich niemals vergessen lassen, daß sämtliche Regime, unter denen wir gelebt haben, unfähig waren, die Unterschiede zwischen den Peruanern auf ein erträgliches Maß zu reduzieren, und dieses Stigma läßt sich weder durch architektonische Monumente noch durch kriegerische Heldentaten oder höfischen Glanz kompensieren.

Natürlich ging mir nichts von alledem durch den Kopf, als ich aus Bolivien zurückkehrte. Meine Familie hatte biblische Sitten; sie zog stets vollständig – Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen – hinter den Großeltern, dem Familienstamm, her. So kamen wir nach Piura. Diese von Sandwüsten umgebene Stadt wurde meine erste peruanische Erfahrung. In der Salesianerschule machten sich meine Klassenkameraden über mich lustig, weil ich wie einer aus der Sierra sprach – mit starker Betonung von »r« und »s« – und weil ich glaubte, daß die kleinen Kinder von den Störchen aus Paris gebracht wurden. Sie erklärten mir, daß die Dinge sich weniger luftig abspielten.

Meine Erinnerung bewahrt unzählige Bilder aus den zwei Jahren, die ich in dieser Region verbrachte. Die Piuraner sind extrovertiert, oberflächlich, unernst und heißblütig. Im damaligen Piura trank man sehr gute *Chicha*, eine Art Maisbier, tanzte gekonnt den regionalen Tanz – den *tondero* –, und die Beziehungen zwischen Cholos und Weißen waren weniger von Hochmut geprägt als anderswo: die typische Zwanglosigkeit der Piuraner sowie ihr Hang zu lärmender Fröhlichkeit verringerten die sozialen Unterschiede. Die Verliebten brachten ih-

ren Mädchen Serenaden unter dem Balkon, und Bewerber, die auf Widerstand stießen, raubten die Braut, nahmen sie für ein paar Tage mit auf eine Hacienda, um dann zum guten Ende, wenn die Familien sich wieder versöhnt hatten, mit großem Brimborium die kirchliche Eheschließung in der Kathedrale zu vollziehen. Die Entführungen wurden vorher angekündigt und gefeiert, ebenso wie die Ankunft des Flusses, der für die Dauer einiger Monate im Jahr die Baumwollplantagen belebte.

Piura, eine große Ortschaft, war voller Ereignisse, an denen sich die Phantasie entzünden konnte. Da gab es das Viertel der Mangacheria mit Hütten aus Lehm und Schilfrohr, wo sich die besten *Chicha*-Schenken befanden, und das Viertel der Gallinacera zwischen dem Fluß und dem Kanal. Beide Viertel haßten einander, und manchmal kam es zu regelrechten Feldschlachten zwischen *Mangaches* und *Gallinazos*. Und es gab das Grüne Haus, das Bordell der Stadt, das mitten in der Wüste stand und aus dem in der Nacht beunruhigende Lichter, Geräusche und Gestalten kamen. Dieser Ort, gegen den die Pater in der Salesianerschule wetterten, ängstigte und faszinierte mich; ich konnte stundenlang von ihm reden, ihn ausspionieren und darüber phantasieren, was in seinem Innern geschehen mochte. Dieses brüchige Holzgebäude, wo ein Orchester aus der Mangacheria spielte und in das die Piuraner ebenso zum Essen, zum Musikhören, zu geschäftlichen Verhandlungen wie zur Liebe gingen – die Paare liebten sich unter freiem Himmel, unter den Sternen, im lauwarmen Sand –, ist eine meiner eindringlichsten Kindheitserinnerungen. Aus ihr entstand *Das Grüne Haus*, ein Roman, in dem ich versucht habe, anhand der Verwirrung, die die Einrichtung des Bordells im Leben und in der Phantasie der Piuraner stiftet, sowie der Heldentaten und Mißgeschicke einer Gruppe von Abenteurern im Amazonasgebiet zwei ebenso entfernte wie unterschiedliche Regionen Perus – die Wüste und den Urwald – in einer Fiktion miteinander zu verbinden. Erinnerungen an Piura verdanke ich ebenfalls den Impuls, der mich zu einigen Geschichten meines ersten Buches veranlaßte: *Los jefes*. Als dieser Erzählband erschien, sahen einige Kritiker darin eine Art Röntgenaufnahme des lateinamerikanischen Machismo. Ich weiß nicht, ob das stimmt; wohl aber weiß ich,

daß die Peruaner meiner Generation in dieser zärtlichen Gewalt – oder gewaltsamen Zärtlichkeit – aufgewachsen sind, die ich in meinen ersten Erzählungen nachzuschaffen versucht habe.

Ich lernte Lima kennen, als ich gerade den Kinderschuhen entwuchs, und haßte die Stadt vom ersten Augenblick an, weil ich dort ziemlich unglücklich war. Meine Eltern lebten schon lange getrennt und gingen nach zehn Jahren nun eine neue Verbindung ein. Mit meinem Vater leben hieß, mich von meinen Großeltern und Onkeln zu trennen und mich der Disziplin eines überaus strengen Mannes zu unterwerfen, der ein Unbekannter für mich war. Meine ersten Erinnerungen an Lima sind mit dieser schwierigen Erfahrung verbunden. Wir lebten in Magdalena, einem typischen Mittelklasse-Viertel. Wenn ich gute Noten nach Hause brachte, durfte ich jedoch zur Belohnung die Wochenenden bei einem Onkel und einer Tante in Miraflores, einem besseren Viertel am Meer, verbringen. Dort lernte ich eine Gruppe von Jungen und Mädchen meines Alters kennen, mit denen ich die Riten der Adoleszenz teilte. Das nannte man zu jener Zeit ein *barrio*, ein Viertel: eine Art Nebenfamilie, deren Zuhause die Straßenecke war und mit deren Mitgliedern man Fußball spielte, heimlich rauchte und lernte, Mambo zu tanzen und den Mädchen Liebeserklärungen zu machen. Verglichen mit den nachfolgenden Generationen waren wir freilich die reinsten Unschuldsgel. Heute absolvieren die Heranwachsenden in Lima ihre ersten Liebeserfahrungen gleichzeitig mit der Erstkommunion und rauchen ihren ersten Marihuana-Joint, während sie noch im Stimmbruch stecken. Wir wußten damals noch nicht einmal, daß es Drogen gab. Unsere Dummenjungenstreiche beschränkten sich darauf, daß wir uns heimlich in die verbotenen Filme einschlichen, die von der kirchlichen Zensur als »für junge Mädchen ungeeignet« bezeichnet wurden – oder im Laden-Ausschank an der Ecke einen *capitán* tranken – eine giftige Mischung aus Wermut und Pisco –, bevor wir zur Samstagsparty gingen, bei der es niemals alkoholische Getränke gab. Ich erinnere mich noch an eine sehr ernsthafte Diskussion, die wir Jungen des Viertels im Alter von etwa 14 oder 15 Jahren führten, um uns über die richtige Art zu

einigen, wie man die Freundin während der Sonntagmorgenvorstellung zu küssen hatte. Was Giacomo Casanova chauvinistisch den *italienischen Stil* – oder den Zungenkuß – nennt, wurde einstimmig als Todsünde verworfen.

Damals, Ende der vierziger Jahre, war Lima noch eine kleine, sichere, ruhige und trügerische Stadt. Wir lebten gewissermaßen in wasserdichten Abteilen: die Reichen und Wohlhabenden in Orrantia und San Isidro; die gutgestellte Mittelklasse in Miraflores und die weniger gutgestellte in Magdalena, San Miguel und Barranco und die Armen in Victoria, Lince, Bajo el Puente und Porvenir. Wir Jungen aus den privilegierten Klassen nahmen die Armen eigentlich gar nicht wahr, wir machten uns nicht einmal ihre Existenz bewußt: sie lebten in ihren eigenen Vierteln, gefährlichen und entlegenen Orten, wo es allem Anschein nach auch Verbrechen gab. Ein Junge meines Milieus konnte, wenn er Lima nicht verließ, das ganze Leben in der Illusion verbringen, in einem Land spanischsprechender Weißer und Mestizen zu leben, ohne auch nur das Geringste zu wissen von den Millionen quechuasprachiger Indios – immerhin ein Drittel der Bevölkerung – mit ihren völlig unterschiedlichen Lebensweisen.

Ich hatte das Glück, diese Barriere in einer Hinsicht zu überwinden. Als Glück erscheint es mir jetzt. Aber zu jener Zeit – 1950 – war es ein echtes Drama. Mein Vater, der entdeckt hatte, daß ich Gedichte schrieb, bangte um meine Zukunft – ein Dichter ist dazu verurteilt, Hungers zu sterben – und um meine *Männlichkeit* (der Glaube, Dichter seien alle ein bißchen schwul, ist in einem gewissen Milieu heute noch recht verbreitet) und befand, das ideale Gegengift, um mich vor derartigen Gefahren zu bewahren, sei die Kadettenanstalt Leoncio Prado. In diesem Internat verbrachte ich zwei Jahre. Die Leoncio Prado-Schule war gleichsam ein Mikrokosmos der peruanischen Gesellschaft. In sie gingen Jungen der Oberklassen, deren Eltern sie dorthin wie in eine Besserungsanstalt schickten, Jungen aus den Mittelklassen, die eine militärische Laufbahn anstrebten, aber auch Jungen aus den unteren Klassen, da die Schule über ein System von Stipendien verfügte und auf diese Weise ihre Tore auch den Söhnen der ärmsten Familien

öffnete. Es war eine der wenigen Institutionen Perus, in der Reiche, Arme und Angehörige des Mittelstands, Weiße, Cholos, Indios, Schwarze und Chinesen, Hauptstadt- und Provinzbewohner zusammenlebten. Das Eingesperrtsein und die militärische Disziplin waren unerträglich für mich, ebenso wie die von Brutalität und Schlägertum geprägte Atmosphäre. Aber ich glaube, daß ich in diesen zwei Jahren die wirkliche peruanische Gesellschaft kennengelernt habe, alle jene Gegensätze, Spannungen, Vorurteile, Mißbräuche und Ressentiments, von deren Existenz ein Junge aus Miraflores nicht das Geringste ahnte. Ich bin der Leoncio Prado-Schule auch noch für etwas anderes dankbar: sie vermittelte mir die Erfahrung, die als Rohstoff für meinen ersten Roman diente. Der Roman *Die Stadt und die Hunde* läßt – natürlich mit zahlreichen Erfindungen – das Leben in diesem peruanischen Mikrokosmos wiedererstehen. Das Buch erfuhr eine spektakuläre Aufnahme. Tausend Exemplare wurden rituell im Hof der Schule verbrannt, und etliche Generäle attackierten es mit aller Schärfe. Einer von ihnen erklärte, dieses Buch sei von einem »entarteten Geist« verfaßt worden, und ein anderer, der etwas phantasievoller war, behauptete, der Roman sei ohne Zweifel von Ecuador bezahlt worden, um den Ruf der peruanischen Armee zu schädigen. Das Buch hatte Erfolg, aber ich bin immer im Zweifel darüber geblieben, ob dies an seinen Verdiensten lag oder an dem Skandal.

In den letzten zwanzig Jahren haben sich Millionen von Zuwanderern aus dem Hochland in Lima niedergelassen, in Elendsvierteln, die euphemistisch »junge Siedlungen« genannt werden und sich wie ein Gürtel um die alten Stadtviertel herumziehen. Im Unterschied zu uns damals brauchen die Jungen der Mittelklasse in Lima heute nur ihre Fenster zu öffnen, um die Wirklichkeit des Landes zu entdecken. Jetzt sind die Armen überall präsent, als Straßenverkäufer, Obdachlose, Bettler, Gewalttäter. Mit seinen fünfzehn oder sechs Millionen Einwohnern und seinen gewaltigen Problemen – Umweltverschmutzung, unzulängliches Transportwesen, Wohnungsmangel, Kriminalität – hat Lima viele seiner Reize eingebüßt, wie sein Kolonialviertel und seine Balkone mit den Gitterläden,

seine Ruhe und seinen lärmenden und feuchten Karneval. Aber jetzt ist es wirklich die Hauptstadt Perus, denn heute sind alle Menschen und alle Probleme des Landes in Lima vertreten.

Man behauptet, daß Haß und Liebe ineinanderfließen, und das muß wohl stimmen, denn für mich, der ich das ganze Leben auf Lima geschimpft habe, besitzt die Stadt viele Dinge, die mich bewegen. Zum Beispiel ihr Dunst, dieser Schleier, der sie von Mai bis November einhüllt und einst Melville beeindruckte, als er in Lima war (er nannte Lima in *Moby Dick* »die traurigste und seltsamste Stadt, die man sich vorstellen kann«, denn »sie hat den weißen Schleier genommen«, der »den Schrecken der Angst verstärkt«). Ich mag die *garua*, ihren Staubregen, ein feiner, unsichtbarer Regen, den man wie Fliegenbeinchen im Gesicht spürt und der bewirkt, daß stets alles feucht ist und wir Bewohner der Stadt uns im Winter immer ein wenig wie Froschlurche fühlen. Ich mag ihre Strände mit kalten Gewässern und hohen Wellen, die ideal sind zum Surfen. Und ich mag ihr altes Fußballstadion, wohin ich zu den Fußballspielen gehe, um dem Sportverein der Universität die Stange zu halten. Aber ich weiß, daß dies ganz persönliche Schwächen sind und daß sich die schönsten Dinge meines Landes nicht in Lima befinden, sondern im Innern des Landes, in seinen Wüsten oder in den Anden oder im Urwald.

Ein peruanischer Surrealist, César Moro, überschrieb eines seiner Gedichte aggressiv *Lima, die Schreckliche*. Ein anderer Schriftsteller, Sebastián Salazar Bondy, nahm Jahre später diese unehrenhafte Bezeichnung auf und verfaßte unter diesem Titel einen Essay, in dem es ihm darum ging, den Mythos Lima zu zerstören, jene Idealisierung der Stadt in Erzählungen und Legenden und in den Texten der kreolischen Musik, und die Gegensätze aufzuzeigen zwischen dieser angeblich maurischen und andalusischen Stadt mit filigranartigen Gitterläden, hinter denen verschleierte Frauen von geheimnisvoller, diabolischer Schönheit Kavaliere mit gepuderten Perücken in Versuchung führten, und dem wirklichen, schwierigen, schmutzigen und schwärenden Lima. Die ganze peruanische Literatur ließe sich in bezug auf Lima in zwei Strömungen unterteilen: in eine sie vergöttlichende und eine sie verteufelnde. Die wirkliche Stadt

ist wahrscheinlich weder so schön, wie die einen behaupten, noch so schrecklich, wie die anderen versichern.

Obgleich Lima eine Stadt ist, der es insgesamt betrachtet an Persönlichkeit mangelt, gibt es bezaubernde Orte in ihr, bestimmte Plätze, Klöster und Kirchen und jenes Schmuckstück, die Stierkampfarena *Acho*. Lima pflegt die Stierkampftradition seit der Kolonialzeit, und der Stammbesucher hier ist ein ebenso sachverständiger Kenner, wie es sie in Mexiko oder in Madrid geben mag. Auch ich bin einer dieser begeisterten Anhänger und versuche, keine einzige *Corrida* bei den Festtagen im Oktober zu versäumen. Diese Vorliebe verdanke ich meinem Onkel Juan, auch er einer der zahllosen Verwandten mütterlicherseits. Sein Vater war ein Freund von Juan Belmonte gewesen, dem großen Torero, und dieser hatte ihm einen seiner in Lima getragenen Toreroanzüge geschenkt. Dieses Kostüm wurde im Haus meines Onkels Juan wie eine Reliquie aufbewahrt und uns Kindern der Familie bei großen Anlässen gezeigt.

Ebenso in Lima verwurzelt wie die Stierkämpfe sind die Militärdiktaturen. Die Peruaner meiner Generation haben mehr unter Gewaltregimen gelebt als in der Demokratie. Die erste Diktatur, die ich am eigenen Leibe erfuhr, war das Regime von General Manuel Apolinario Odría von 1948 bis 1956; in diesen Jahren wuchsen die Peruaner meines Alters gerade von Kindern zu Erwachsenen heran. General Odría stürzte einen Anwalt aus Arequipa, José Luis Bustamante y Rivero, einen Cousin meines Großvaters. Ich kannte ihn, denn als wir in Cochabamba lebten, stieg er immer im Haus meiner Großeltern ab, und ich erinnerte mich noch, wie beredt er war – wir lauschten ihm mit offenem Mund –, und an die Taschengelder, die er mir zusteckte, bevor er das Haus wieder verließ. Bustamante war Kandidat der Demokratischen Front bei den Wahlen im Jahre 1945, ein Bündnis, dessen Mehrheit die Apra stellte, die Partei Victor Raúl Haya de la Torres. Die Apristen – eine Partei der linken Mitte – waren von den Diktatoren hart unterdrückt worden. Bustamante, ein Unabhängiger, war Kandidat der Apra, weil diese Partei keinen eigenen Kandidaten aufstellen durfte. Kaum war er – mit großer Mehrheit – gewählt, begann die Apra

sich aufzuführen, als wäre Bustamante ihre Marionette. Gleichzeitig entfesselte die – steinzeitliche, troglodytische – Rechte eine aggressive, feindselige Kampagne gegen ihn, den sie als Werkzeug der Apra – ihr größter Greuel – betrachtete. Bustamante bewahrte seine Unabhängigkeit, widerstand dem Druck von links und rechts, und respektierte während seiner Regierungszeit die Meinungsfreiheit, die gewerkschaftliche Tätigkeit und die politischen Parteien. Sie dauerte nur drei Jahre und war geprägt von Unruhen, politischen Verbrechen und Aufständen, bis hin zum Staatsstreich Odrías. Die Bewunderung, die ich als Kind für diesen Herrn mit Fliege empfand, der wie Charlie Chaplin lief, habe ich bis heute bewahrt, denn von Bustamante lassen sich Dinge behaupten, die selten sind bei der Reihe von Regierenden, die mein Land erlebt hat: daß er die Macht ärmer verließ, als er sie angetreten hatte, daß er tolerant gegenüber seinen Gegnern war und streng mit seinen Anhängern, um sich nicht dem Vorwurf der Parteilichkeit auszusetzen, und daß er in der Achtung der Gesetze bis zu seinem politischen Selbstmord ging.

Mit General Odría kehrte die Barbarei nach Peru zurück. Obwohl Odría zahlreiche Peruaner umbrachte, ins Gefängnis spernte und deportierte, war sein Acht-Jahres-Mandat weniger blutig als das anderer südamerikanischer Diktaturen jener Zeit. Zum Ausgleich dafür war es jedoch ungleich korrupter. Nicht nur, weil die Würdenträger des Regimes sich die Taschen füllten, sondern weil, was viel schlimmer war, Lüge, Pfründe, Erpressung, Verrat und Mißbrauch den Charakter öffentlicher Institutionen annahmen und das ganze Leben des Landes vergifteten.

Ich schrieb mich zu jener Zeit (1953) in der Universität San Marcos ein, um Jura und Literatur zu studieren. Meine Familie hatte die Hoffnung, daß ich mich in der Katholischen Universität einschreiben würde, die von jungen Leuten aus den damals sogenannten *anständigen Familien* besucht wurde. Aber ich hatte den Glauben zwischen dem vierzehnten und fünfzehnten Lebensjahr verloren und wollte kein *Junge aus gutem Hause* sein. Im letzten Schuljahr hatte ich – für mich – das soziale Problem entdeckt, auf jene romantische Weise, mit der ein jun-

ger Mensch eben die Vorurteile und sozialen Ungleichheiten entdeckt, sich mit den Armen identifizieren und eine Revolution machen möchte, die in Peru Gerechtigkeit einkehren ließe. San Marcos, eine laizistische, staatliche Universität, hatte eine nonkonformistische Tradition, die mich ebenso anzog wie ihre akademischen Möglichkeiten.

Die Diktatur hatte die Universität ausgehungert. Etliche Professoren lebten im Exil; 1952, im Jahr davor, waren nach einer großen Säuberungsaktion Dutzende von Studenten im Gefängnis gelandet oder ins Ausland abgewandert. Eine resentimentgeladene Atmosphäre herrschte in den Hörsälen, in denen, von der Diktatur immatrikuliert, zahlreiche Polizisten saßen. Die Parteien waren verboten; Apristen und Kommunisten – zu jener Zeit scharfe Gegner – arbeiteten im Untergrund.

Kurze Zeit nach meiner Aufnahme in San Marcos trat ich der Gruppe Cahuide bei; unter diesem Namen versuchte die kommunistische Partei wiederaufzuerstehen, die von der Diktatur hart verfolgt worden war. Unsere politische Aktivität war recht harmlos. Wir trafen uns heimlich, in kleinen Zellen, um den Marxismus zu studieren; wir druckten Flugblätter gegen das Regime; wir prügeln uns mit den Apristen; wir konspirierten, um zu erreichen, daß die Universität die Arbeiterkämpfe unterstützte – unsere Heldentat war ein Solidaritätsstreik in San Marcos mit den Straßenbahnarbeitern –, und versuchten, unsere Leute auf sämtliche Sitze in den Universitätsorganen zu verteilen. Es war die Zeit der absoluten Herrschaft des Stalinismus, und auf literarischem Gebiet war der sozialistische Realismus die offizielle Ästhetik der Partei. Ich glaube, das war das erste, was mich an Cahuide enttäuschte. Obwohl ich mich schließlich widerstrebend – ein Widerstreben, das sich dem gegenteiligen Einfluß Sartres verdankte, den ich sehr bewunderte – in den dialektischen Materialismus und den historischen Materialismus gefügt hatte. Aber ich konnte niemals die absurden Postulate des sozialistischen Realismus akzeptieren, die das Moment des Geheimnisvollen ausschalteten und die literarische Tätigkeit in eine propagandistische Übung verwandelten. Unsere Diskussionen waren endlos, und bei einer dieser

Debatten, in deren Verlauf ich gesagt hatte, daß Nikolai Ostrowskis Roman *Wie der Stahl gehärtet wurde* ein Betäubungsmittel sei, und *Uns nährt die Erde* des dekadenten André Gide verteidigt hatte, fuhr mich einer meiner Genossen an: »Du bist ein Untermensch!«

Und in gewissem Sinne war ich das auch, denn ich las begierig und mit wachsender Bewunderung eine Reihe von Schriftstellern, die von den Marxisten jener Zeit als »Totengräber der westlichen Kultur« betrachtet wurden: Henry Miller, Joyce, Hemingway, Proust, Malraux, Céline, Borges. Aber vor allem Faulkner. Vielleicht war das Dauerhafteste meiner Universitätsjahre nicht das, was ich in den Hörsälen, sondern das, was ich in den Romanen und Erzählungen lernte, in denen die Sage von Yoknapathawa Country berichtet wird. Ich erinnere mich noch an die Verzückung, mit der ich – Papier und Bleistift bei der Hand – *Licht im August*, *Wilde Palmen*, *Als ich im Sterben lag*, *Schall und Wahn* usw. gelesen habe. Durch die Lektüre dieser Seiten begriff ich die grenzenlose Komplexheit der Nuancen und Anklänge, den textuellen und konzeptuellen Reichtum, den eine Geschichte haben kann. Und ich begriff, daß gutes Erzählen die Kunst eines Taschenspielers erfordert. Die literarischen Vorbilder meiner Jugend, wie zum Beispiel Sartre, sind immer mehr verblaßt; ihn kann ich heute nicht wiederlesen. Hingegen ist Faulkner nach wie vor ein Autor für mich, dessen Bücher auf meinen Nachttisch liegen, und jedesmal, wenn ich ihn wiederlese, bin ich überzeugt, daß sein Werk eine literarische Summe darstellt, vergleichbar den Romanwelten der großen Klassiker. In den fünfziger Jahren lasen wir Lateinamerikaner vor allem die Europäer und Nordamerikaner und kaum unsere eigenen Schriftsteller. Das hat sich geändert: die Leser Lateinamerikas entdeckten ihre Romanautoren zur gleichen Zeit wie andere Regionen der Welt.

Ein entscheidendes Ereignis in diesen Jahren war für mich die Bekanntschaft mit dem Sicherheitschef der Diktatur, dem meistgehaßten Mann nach Odría selbst. Ich war zur damaligen Zeit Delegierter im Universitätsverband von San Marcos. Viele Studenten von San Marcos saßen im Gefängnis, und wir wußten, daß man sie auf dem nackten Zellenboden schlafen ließ,